

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Michelle Cordier ist das Pseudonym einer deutschen Autorin, die schon Romane in unterschiedlichen Verlagen veröffentlicht hat, unter anderem Krimis, historische Romane und Romances. Ihre Geschichten spielen bevorzugt in Frankreich, wo sich die Autorin besonders gut auskennt. Sie lebt mit ihrem Ehemann in Nordrhein-Westfalen am nördlichen Rand des Sauerlandes.

Michelle Cordier

DIE BLÜTEN VON PIGALLE

KRIMINALROMAN


**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17818



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Dieses Werk wurde durch die Literaturagentur Beate Riess vermittelt.

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Anne Fröhlich, Bremen

Titelillustration: © Rekha Arcangel/Arcangel Images; © www.buersosued.de

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany

ISBN 978-3-404-17818-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

KAPITEL I

Paris, 21. Juni 1945

Das Luxushotel Lutetia beherrschte die Kreuzung am Boulevard Raspail wie eine Königin, die das Defilee abnimmt. Der Verkehr rollte nur mäßig an der Jugendstilfassade vorüber – das Benzin war immer noch rationiert –, aber das Gebäude stand im Blickpunkt. Lieferantenfahrräder und Omnibusse bremsten beim Näherkommen ab, denn vor dem Hotel herrschte ungewöhnliches Gedränge. Auf dem Bürgersteig, bis weit in die Rue de Sèvres hinein, warteten Menschen, dicht an dicht, den Blick auf die Drehtür gerichtet.

Pauline blieb bei einer Bäckerei stehen und zögerte. Der Wind blähte die Markise und entlockte ihr knatternde Töne. Die junge Frau hielt ihren kleinen Hut fest und seufzte. Wie sollte sie durch diese Menge ins Hotel gelangen? Sie holte tief Luft, war noch ganz außer Atem vom Laufen und sog den Duft von frischem Brot ein, der aus der Boulangerie drang. Das karge Frühstück zuhause hatte ihr kaum Kraft gegeben, doch sie musste dieser aromatischen Verführung widerstehen. Schnell jetzt, ihre Freundin Eloise wartete doch schon.

Sie ging weiter, suchte die Menschenmenge nach einem Durchlass ab. Plötzlich wurde sie auf ein Mädchen in einer verschlissenen Strickjacke aufmerksam, das nur wenige Schritte von ihr entfernt stand. Es trug ein Pappschild gut sichtbar auf Brusthöhe. »Marie Lejard« stand darauf in unbeholfener Kinderschrift, mit einem dicken Stift gekritzelt.

Pauline wusste selbst nicht, warum sie zu ihr trat. Es lag

etwas Verletzliches in den Zügen der ungefähr Zwölfjährigen. Pauline unterdrückte den Drang, ihr wie eine große Schwester über das akkurat gescheitelte Haar zu streichen, das zu zwei Zöpfen geflochten war.

»Du suchst deine Mama?«

Das Mädchen nickte und sah sie mit erwachendem, fast verzweifeltem Interesse an. »Kennen Sie sie vielleicht? Haben Sie etwas von ihr gehört?«

»Nein.« Pauline fühlte sich unwohl. Da hatte sie nun eine Hoffnung geweckt, die sie nicht erfüllen konnte.

»Aber sie muss doch bald wiederkommen, aus Deutschland. Oder nicht?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

Die Enttäuschung in den dunklen Augen tat weh. Pauline sah schnell zum Hotel hinüber, das dastand wie eine Festung vor einem Heer der anstürmenden Fragen.

»Ich glaube, bald ist sie wieder da. Viel Glück«, sagte sie leise, tätschelte dem Mädchen den Arm und schob sich dann zwischen den Wartenden hindurch. Sie fühlte die Blicke des Mädchens in ihrem Rücken. Der kühle Wind brachte die Bäume im nahen Square Boucicaut zum Rauschen, und Pauline fröstelte. Ihr wurde bewusst, dass sich an diesem Ort jede Minute eine solche Szene abspielte.

Bange Hoffnung, verzweifelte Suche – so war es immer, wenn ehemalige Zwangsarbeiter und jüdische Verschleppte aus Deutschland am Gare d’Orsay und schließlich im Hotel Lutetia eintrafen. Auch heute waren viele Menschen herbeigeeilt, die erfahren wollten, ob sich ihre Angehörigen unter den Rückkehrern befanden. Oder ob jemand etwas wusste, über den vermissten Vater, die Mutter, den Liebsten.

Sie ging weiter, schlängelte sich durch die sommerlich gekleidete Menge. Sie murmelte ständig »Pardon« und setzte auch mal die Ellbogen ein, mit einem entschuldigenden Lächeln. Viele Menschen trugen ähnliche Schilder wie die Kleine. Über-

all Namen, Pauline schien es, als ginge sie durch ein Meer aus Namen. Doch die Pforten des Hotels wehrten die Brandung ab.

Gleich würde sie auf Eloise stoßen, ihre Freundin aus der gemeinsamen Zeit bei der Résistance. Eloises Verlobter Camille Laval war vor gut einer Woche aus dem Lager Sachsenhausen heimgekehrt. Nach medizinischer Versorgung und erkenntnis-technischer Erfassung hatte er inzwischen seinen Deportierten-Ausweis erhalten. Die Herzlichkeit der Mitarbeiter und die außerordentlich guten Mahlzeiten, die er erhielt, hatten ihn wieder ein wenig aufgerichtet, erzählte Eloise.

Pauline stellte sich auf die Zehenspitzen, denn sie hatte über den Köpfen und Hüten der Wartenden eine winkende Hand in einem hellen Sommerhandschuh erkannt.

»Pauline, hier bin ich, hier!«

Eloises Kopf wurde sichtbar. Mit ihrem breiten Lächeln und in dem hübschen Kostüm strahlte ihre Freundin Zuversicht aus. Welch ein Gegensatz zu der Schwermut des Mädchens! Pauline ging auf sie zu. Zwei magere Männer in viel zu weiten Anzügen kamen gerade aus dem Hotel. Jeder zog eine Zigarettenschachtel aus der Jackentasche, aber beide kehrten schnell um, als die Wartenden sie mit Fragen bestürmten und ihre Pappschilder in die Höhe hielten.

»Komm, Pauline, du darfst an der Absperrung vorbeigehen!«, rief Eloise ihr zu, und der Portier in imposanter Livree nickte zur Bestätigung. Pauline ließ die Menge der Wartenden hinter sich, quetschte sich an einem Gitter vorbei, dann schloss sie Eloise in die Arme.

»Schön, dass du da bist«, sagte Eloise. »Ich weiß gar nicht, warum Camille das Zimmer noch nicht verlassen hat.«

»Ist er noch nicht heruntergekommen? Euer Vermieter wartet bestimmt schon.«

Eloise sah auf ihre schmale Armbanduhr und nickte. Camille Laval bewohnte ein Zimmer in der dritten Etage, so lange, bis er wusste, wie sein Leben weitergehen würde. Heute wollten

die beiden eine kleine Wohnung besichtigen, die sie nach ihrer Heirat einzurichten gedachten.

Der Portier geleitete sie weiter, und sie betraten durch die Drehtür das Foyer des Hotels. Augenblicklich verstummten alle Geräusche: das Klappern der Pferdefuhrwerke, das Klingeln der Fahrräder und das Stimmengewirr. Ihre Schritte wurden gedämpft durch einen dunklen, breiten Läufer, der sich durch die ganze Halle zog und den Marmorboden schützte. Pauline hob den Blick zu den Galerien mit den kunstvoll geschmiedeten Geländern rund um die Halle, zu den Lüstern, die dezentes Licht verbreiteten. Wie elegant dieses Hotel war, eine unaufdringliche Schönheit, die einen umgab wie ein leichter, weiter Mantel, den man gar nicht am Körper spürt. Es hatte Zeiten gegeben, da sie selbst oft solch noble Herbergen bewohnt hatte. Doch die waren lange vorbei.

Inzwischen standen sie in der Nähe eines Aufzugs. Der Liftboy wippte auf den Zehenspitzen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, als wäre er sich der Wichtigkeit seiner Position vollkommen bewusst. Ein Kellner rollte lautlos einen Servierwagen vorbei. Doch der Anschein eines eingespielten Hotelbetriebs trog, das erkannte Pauline, als sie genauer hinsah: Eine Krankenschwester eilte an ihnen vorbei, ein Pfleger führte einen gebrechlichen Mann zum Aufzug. In der Lobby saßen Gruppen von Heimkehrern in weichen Ledersesseln, sie wirkten fehl am Platz, müde und träge inmitten all der Geschäftigkeit. Es roch nach Desinfektionsmittel. Überall schäbige Kleider, hier und dort Häftlingskleidung, abgemagerte Menschen mit ausdruckslosen Gesichtern. Pauline fröstelte. Es war offensichtlich, dass die meisten dieser neuen Gäste vor nicht langer Zeit rasierte Köpfe gehabt hatten, denn die nachgewachsenen Haare waren ohne jegliche Fassung. Der Staub der langen Fahrt schien noch auf den Menschen zu liegen, und auch das Gold und die strahlenden Farben der Halle wirkten wie von einer grauen Patina überzogen. Ein circa zehnjähriger Junge mischte

Spielkarten. Er war eifrig bei der Sache, und Pauline kam es vor, als klammere er sich an dieser einfachen Tätigkeit fest, um nicht dem Leben ins Auge sehen zu müssen. Oder der Vergangenheit.

»Warst du schon einmal hier, Eloise?«

Ihre Freundin sah sie prüfend an. »Ja, am Tag nach Camilles Ankunft. Ich danke Gott, dass wir uns so schnell gefunden haben. Die Menschen draußen kommen aus ganz Frankreich, sogar aus dem Ausland, stell dir das vor.«

»Es ist entsetzlich.« Was genau sie damit meinte, wusste Pauline selbst nicht. Sie fühlte sich, als wäre sie zurückgeworfen in die Zeit der Besatzung, der Deportationen, der Geiseler-schießungen und der Folterungen in einem gewissen Keller in der Rue de Saussaies. Und dabei hatten die Pariser erst vor wenigen Wochen auf den Straßen getanzt, um die Kapitulation Deutschlands zu feiern. Sie atmete tief ein und schüttelte das Unbehagen ab.

»Komm, lass uns einen Pagen suchen, der Camille Bescheid sagt.«

Doch Eloise nahm sie an die Hand und steuerte auf den Fahrstuhl zu. »Ach was, wir klopfen eben bei ihm an. Dritter Stock, junger Mann.«

Der Liftboy wollte schon die Hand zu den Schaltern heben, hielt dann aber inne. Eine leichte Röte überzog sein Gesicht. »Pardon, Mesdames, aber der dritte Stock ist momentan ... nicht ... wie soll ich sagen ... zugänglich.«

»Aber weshalb denn nicht? Eine Störung? Wir können auch die Treppe nehmen.«

Bevor der Liftboy zu einer Entgegnung ansetzen konnte, hatten sie schon den Aufzug verlassen. Pauline hörte noch, wie der junge Mann ihnen nachrief: »Aber nein, der Zutritt ist verboten, Mesdames!«

»Weißt du, was dort los ist?«, fragte sie Eloise.

»Gestern war noch alles in Ordnung«, antwortete ihre Freundin. »Dort ist die Treppe.«

Sie durchquerten das Foyer und gingen zu der breiten Treppe, die zu den oberen Geschossen führte. »Camille wohnt im Haupthaus, ich denke, es geht hier entlang.«

Pauline konnte sich vorstellen, wie schwierig es war, in den diversen Gebäudeflügeln mit über dreihundert Zimmern das richtige zu finden. Im Vorbeigehen blickte sie in einen breiten Gang, in dem Wandtafeln aufgestellt waren, übersät mit Suchanzeigen und Fotos. Sofort musste Pauline wieder an das Mädchen vor dem Hotel denken, aber sie drängte ihr Unbehagen zurück. Eloise und Camille waren schließlich der Beweis, dass es auch Glück und Wiedersehensfreude gab.

Im ersten Stockwerk kamen ihnen auf der Treppe zwei uniformierte Polizisten entgegen, die sie misstrauisch ansahen, aber nicht ansprachen. Pauline trat kurz an das Geländer und blickte ins Foyer hinunter. Die Flics waren plötzlich verschwunden. Vermutlich hatten sie einen Hinterausgang benutzt.

»Du, da stimmt was nicht, ich spüre das. Erst der Liftboy, dann die Polizei ...« Eloise runzelte die Stirn und umklammerte ihre kleine Handtasche. Endlich hatten sie die dritte Etage erreicht. Doch der Zugang zum Flur, auf dem Camille Lavals Zimmer lag, wurde ihnen verwehrt – durch einen weiteren Polizeibeamten.

»*Pardon*, meine Damen, gehen Sie bitte weiter. Sie dürfen hier nicht rein.«

»Aber ... aber ...«

Pauline sah mit einiger Besorgnis, dass ihre Freundin blass geworden war. »Was ist denn passiert, Brigadier?«, fragte sie. »Wird hier etwa ermittelt?«

Der Beamte sah sie wortlos an und schluckte. Alarmiert spähte sie über seine Schulter. Vier Türen entfernt standen Männer im Flur – wo auch jetzt, am hellen Morgen, Licht brannte – und unterhielten sich. Zwei weitere Männer kamen mit einer Trage hinzu und blieben stehen, bis ihnen der Zutritt erlaubt wurde.

Die kleinere Eloise reckte sich und folgte Paulines Blick. »Das ... das könnte Camilles Zimmer sein. *Mon Dieu*, was ist denn passiert?«

Pauline erschrak und drückte die Hand ihrer Freundin. Hilfesuchend wandte sich Eloise an den Beamten. »So sagen Sie doch etwas! Ist Monsieur Laval etwas zugestoßen? Nummer 316? Ist es die 316?« Sie krallte ihre Finger in das dunkle Cape des Polizisten.

Paulines Mund wurde trocken, als sie einen Mann aus dem betreffenden Zimmer treten sah. Er war schlank, nicht groß, doch alle anwesenden Uniformierten nahmen Haltung an. Der Mann trug einen Hut und einen leichten Sommermantel, beides nicht ganz *à la mode*, und kam mit kraftvollen Schritten auf sie zu.

»Ja, Eloise, ich glaube, du hast recht«, flüsterte sie und ließ den Mann nicht aus den Augen. Ihr Herz klopfte. »Es ist etwas passiert. Jean ist da. Eloise, weißt du, was das bedeutet?«

Eloise wandte den Kopf und sah sie an, die Augen vor Schreck geweitet. »Mord?«

*

Jean Ricolet beugte sich über die Leiche. Es handelte sich um einen Mann. Kurze, wirre Haare, eingefallene Wangen, Augenbrauen, die umso kräftiger wirkten. Sein Gesicht war friedlich, das Opfer sah aus, als hätte es den Schlag kaum gespürt. Der Schädel war seltsam deformiert, eine blutige Schramme war zu sehen, und ein Rinnsal Blut floss aus einem Ohr. Es roch nach einer Mischung aus Putzmittel und Moder, die von der Kleidung des Mannes ausging. Er trug ein helles, zerknittertes Jackett und eine dunkle Hose, die weder vom Stoff noch vom Schnitt dazu passte.

»Der arme Teufel«, sagte er und richtete sich auf. Kommissar Jacques Jouvier lehnte mit gekreuzten Armen und geschlosse-

nen Augen an der Wand. Er schien zu schlafen, doch Ricolet wusste, dass es hinter seiner hohen Stirn arbeitete.

Jetzt kam Jouvier mit einem Ruck zu sich. »Laut Arzt also ein Schlag. *Merde*, das hat uns gerade noch gefehlt. Kann er nicht einfach nur gestolpert sein?«

Ricolet sah sich im Zimmer um, nahm die Position der Leiche in Augenschein. »Wenn er so gefallen ist, wie er da liegt, dann konnte er sich nicht stoßen. Der Bettpfosten ist weit weg und der Schrank ebenfalls.«

»Wurde die Tatwaffe irgendwo gefunden?«

»Nein, Monsieur le Commissaire«, sagte ein junger Polizist, der sie seit ihrem Eintreten nicht aus den Augen gelassen hatte, als wäre er für ihre persönliche Betreuung zuständig. Nachdem die Inspektoren des sechsten Arrondissements am Tatort eingetroffen waren, hatte die Hoteldirektion des Lutetia direkt die Kriminalpolizei am Quai des Orfèvres angerufen. Ein jüdischer Heimkehrer, ehemaliger KZ-Insasse, der erschlagen wurde, kaum dass er dem deutschen Todeslager entkommen war – dieser Vorfall schrie geradezu nach einer Ermittlung auf höchster polizeilicher Ebene. Dass man im Foyer nichts von der Anwesenheit der Polizei bemerkte, zeugte von der tadellosen Diskretion dieses Hotels.

Ricolet runzelte die Stirn. »Wer spaziert mit einer Waffe in der Hand durch ein belebtes Hotel?«

Der Polizeiarzt war bereits gegangen, er hatte die Leiche kaum berührt. Zu offensichtlich war die Todesursache, alles Weitere würde die Obduktion ergeben. Der Mann war noch nicht lange tot, die Totenstarre war noch nicht eingetreten. Er hatte sich wohl gerade zum Ausgehen fertig gemacht, als er dem Täter die Tür öffnete.

»Wer hat ihn gefunden?«, fragte Jouvier.

»Das Zimmermädchen, das das Bett machen wollte. Um zehn Uhr.«

Doch was konnte das Motiv sein? Wer war dieser Mann? Wo

war die Waffe? Es war ein Instinkt, der Ricolet befahl, trotz einer gewissen Abscheu die Leiche an den Schultern zu packen. »Helfen Sie mal eben!«, befahl er dem Brigadier, der sofort herbeieilte und mit ihm den toten Mann an hob, sodass Ricolet den Boden inspizieren konnte. Doch unter dem Körper lag nichts, kein Werkzeug, keine Buchstütze oder sonst irgendein Gegenstand, der seinen Tod verursacht haben konnte. Ricolet sah sich noch einmal um. Das Bett war nicht gemacht, der kleine runde Tisch leer, die braune Platte glänzte im Sonnenlicht. Der Stuhl davor wirkte einsam.

»Um wen handelt es sich?«, fragte Jouvier, ohne sich zu rühren. Seine behäbige Art war Ricolet inzwischen vertraut. Er kam gut mit seinem Vorgesetzten aus. Jouviers klare, sachliche Art stand im krassen Gegensatz zu der cholerischen Ader seines Vorgängers, Commissaire Brulait, der wegen einiger Verfehlungen nun in La Santé einsaß. Ricolet hatte ihn hinter Gitter gebracht. Sein erster Chef war gleichzeitig sein erster Fall am Quai des Orfèvres gewesen. Trotzdem vermisste Ricolet hin und wieder Brulaits Temperament und das Krachen, wenn seine Faust auf den Tisch niedergefahren war.

»Camille Laval, jüdische Volkszugehörigkeit, französischer Staatsbürger. Er hat einen Deportierten-Ausweis. Deutsches KZ, kam letzte Woche zurück. Vor der Deportation hat er im neunzehnten Arrondissement gewohnt. Ob er Angehörige hier in Paris hat, steht sicher in der Niederschrift seiner Befragung.«

»Besorgen Sie die Akte, jetzt sofort!«, befahl Jouvier.

»Ja, Monsieur le Commissaire.« Ricolet erhob sich und wischte sich unwillkürlich die Hände an der Hose ab. Inzwischen waren zwei Männer mit einer Bahre hereingekommen. Ricolet nickte ihnen zu, worauf sie die Bahre neben der Leiche abstellten und sich an die Arbeit machten. Einer von ihnen hatte sich eine Decke unter den Arm geklemmt, die er nun entfaltete. Ricolet sah zu, wie der dunkelhaarige Mann, der überraschend blaue Augen hatte, auf die Bahre gehoben wurde. Dann

verließ er das Zimmer, um sich auf die Suche nach dem Büro zu machen, in dem er Mitglieder des Ministeriums zu finden hoffte.

Im Flur empfing ihn sanfte Beleuchtung. Im Treppenhaus sah er zwei Frauen und einen Polizeibeamten stehen. Pauline! Je näher er ihnen kam, umso schneller klopfte sein Herz, wie immer, wenn er sie sah. Das helle Kostüm kleidete ihre schlanke Gestalt perfekt. Sie schien nach ihm Ausschau zu halten, sah sich mit großen Augen suchend um. Neben ihr stand Eloise, die sie am Arm festhielt. *Mon Dieu!* Ein eiskalter Schauer lief ihm den Rücken hinunter. Pauline hatte erzählt, dass Eloises Verlobter kürzlich aus Deutschland zurückgekommen war. Und wenn Eloise hier war, hier im dritten Stockwerk, auf genau diesem Flur, dann war ihr Verlobter vielleicht ... Camille Laval.

Als er näher kam, bemerkte er, dass Paulines Gesicht fahl war.

»Ist es Camille?«, fragte sie leise, als er bei ihr stand.

»Ja«, gab er ebenso leise zurück und legte eine Hand auf Eloises Schulter. Eloise begann zu schluchzen und stürzte in Paulines Arme.

»Was ist passiert?«, fragte Pauline.

Was sollte er antworten? Er wusste noch nichts. »Er hat nicht gelitten, es ging schnell. Ein Schlag gegen die Schläfe. Die Ermittlungen haben gerade erst begonnen, Pauline, deshalb kann ich euch noch nichts sagen.« Er beugte sich zu Eloise. »Es tut mir so leid«, sagte er leise. Dann räusperte er sich und fuhr fort: »Wenn du bereit bist, uns zu helfen, müsste ich dir einige Fragen stellen. Ist das in Ordnung? Sag Pauline Bescheid, wenn du so weit bist.«

Eloise nickte nur und griff in ihre Handtasche, um nach einem Taschentuch zu suchen.

Pauline sagte: »Ich kümmere mich um sie und bringe sie dann zu dir an den Quai, in Ordnung?«

»Gut. Es wird aber noch eine Weile dauern, bis ich wieder dort bin. Ruf vorher an.«

Mit einem Händedruck verabschiedeten sie sich voneinander.

Während Ricolet sich entfernte, hörte er noch Eloises Weinen. Dann war er unten im Foyer angekommen, dessen Imposanz ihn, den Mann aus der Provinz, immer wieder beeindruckte. So unauffällig wie möglich zeigte er dem Concierge seinen Ausweis. »Können Sie mir sagen, wo ich einen Mitarbeiter finden kann, der die Akten all dieser Menschen hier bearbeitet?«

Der Concierge wies auf eine Treppe, die in ein Zwischengeschoss führte. »Der komplette Bereich dort oben ist voll von Mitarbeitern des Ministeriums.«

Ricolet wandte sich seinem neuen Ziel zu und ging die Treppe hinauf. Im Flur, den er kurz darauf betrat, herrschte Betriebsamkeit. Vor einem der Zimmer wartete eine lange Schlange von Heimkehrern. Weitere saßen auf Stühlen vor einer anderen Tür. Als sie aufging, sah Ricolet eine Frau in abgetragener Kleidung, die eindringlich befragt wurde.

»Kann ich Ihnen helfen, Monsieur?« Eine Frau blieb vor ihm stehen und nahm ihre Brille ab. Sie war schlank und drahtig, und obwohl sie erschöpft aussah, wirkte sie so kompetent, dass Ricolet sofort wusste, dass es sich um eine der Leiterinnen der Auffangstation handelte.

»Inspektor Jean Ricolet.« Er zeigte erneut seinen Ausweis vor. »Ich bearbeite den mutmaßlichen Mord an einem Rückkehrer und müsste die Akte dieses Mannes haben. Er heißt Camille Laval, und er hatte auch schon seinen Ausweis.«

Einen kurzen Moment schlug sie die Hand vor den Mund, dann fasste sie sich. »Ja, ich habe schon davon gehört. Der arme Mann. Also doch kein Unglücksfall?«

»Wir sind noch nicht so weit in unseren Ermittlungen, Madame. Aber bald wissen wir mehr.«

Sie nickte. »Mein Name ist Noger, Denise Noger«, stellte sie sich vor. »Kommen Sie mit, Monsieur Ricolet.«

Sie führte ihn den Flur entlang, bis sie an einer Doppeltür ankamen. Ein kleiner Saal lag vor ihnen, in dem zwei Mitarbeiter Akten sichteteten und sortierten.

»Kannten Sie Laval?«, fragte Ricolet.

Madame Noger schüttelte den Kopf. »Nein, aber sicher der eine oder andere Mitarbeiter. Ich kann mich nicht an alle Personen erinnern, verstehen Sie? Leider merke ich mir immer nur die Menschen mit den schrecklichsten Geschichten.«

Ricolet beneidete sie nicht um ihre Aufgabe.

»Wir haben so viele Akten hier, es ist eine Art Zwischenlager, und unser System ist immer noch nicht ganz eingespielt, bitte verzeihen Sie. Aber wir werden die Akte finden.«

Sie steuerte einen der Helfer an und sprach leise mit ihm. Der junge Mann, sicher einer der zahlreichen Freiwilligen, nickte und ging zielstrebig auf ein Regal zu. Ricolet wollte gerade fragen, wie viele Menschen denn schon befragt worden seien in den wenigen Wochen, seit das Hotel requiriert worden war, doch da kam der Mann nach kurzem Suchen schon zurück, eine dünne Mappe in der Hand.

Nur kurze Zeit später saß Ricolet in der Hotelbar, um einen Blick in die Akte zu werfen, bevor er sie dem Kommissar übergeben würde. Ein Mann in einem schlecht sitzenden Jackett spielte eine dezente Melodie auf dem Flügel, nur kurz, als wollte er die Anwesenden nicht über Gebühr belästigen. Ricolet dagegen vergaß beinahe, dass er sich mitten in einem Fall befand. Wohlig schmiegte er sich in den Ledersessel. Ein Kellner fragte nach seinen Wünschen, und Ricolet orderte einen Kaffee. Er war überzeugt davon, dass dieses Hotel echten Kaffee ausschenkte. So ließ es sich aushalten. Es war nicht übel, im Rahmen seiner Aufgabe auch mal ein wenig Luxus zu genießen. Doch die Akte vor ihm auf dem Tisch brachte ihn wieder auf Camille Laval zurück. Auf dem braunen Einband stand sein Name, so wie auf den Akten

der Kleinkriminellen auf den Polizeirevieren der Pariser Quartiers. Hatten diese Menschen es verdient, dass man sie nach ihren Erlebnissen befragte? Mussten ihre Geschichten wirklich überprüft werden? Man sah doch auf den ersten Blick, was diese Leute durchgemacht hatten. Warum konnte man sie nicht einfach versorgen und ihrer Wege gehen lassen? Diese lästigen Papiere, dieser verwaltungstechnische Aufwand. Ohne einen Deportierten-Ausweis war man ein Niemand, ein Blatt im Wind des vergangenen Krieges. Andererseits – Ricolets Blick wanderte zu dem Musiker am Flügel ... Woher wusste man, dass zum Beispiel dieser Mann nicht ein Simulant war, ein Kollaborateur, der sich inmitten der Rückkehrer versteckte? Mager und hohlwangig waren viele Pariser, ein zerlumpter Anzug war schnell gefunden und eine passende Geschichte ebenso schnell ausgedacht. Innerhalb weniger Monate war so viel passiert, alles befand sich im Umbruch. Eine gründliche Kontrolle war tatsächlich angebracht. Ricolet nickte und schlug die Akte auf.

Camille Laval, geboren am dritten 3. Dezember 1911, wohnhaft im neunzehnten Arrondissement. Angestellter bei der traditionsreichen Bank Crédit Lyonnais. Die Eltern waren im Dezember 1933 bei dem großen Eisenbahnunglück von Lagny ums Leben gekommen. Keine Geschwister. Laval war jüdischer Abstammung und im August 1943 nach Deutschland deportiert worden. Ricolet blätterte weiter. Er hatte gerade begonnen, aufmerksam die Zusammenfassung der üblichen Befragung zu lesen, als ein Schatten auf das Papier fiel. Ricolet sah auf. Kommissar Jouvier stand vor ihm. Im ersten Moment wollte Ricolet verlegen die Akte schließen und aufspringen, doch dann wies er nur auf einen freien Sessel. Das war eine Respektlosigkeit, die er sich gegenüber Kommissar Brulait niemals erlaubt hätte.

Doch Jouvier war viel zu sehr Polizist und begierig nach Einzelheiten, um sich daran zu stören. Er zog nur eine Augenbraue in die Höhe und setzte sich. »Und?«

»Laval war offenbar ein unauffälliger Bankangestellter. Er

wohnte noch hier im Hotel, weil seine alte Wohnung nach seiner Deportation anderweitig vermietet worden ist.« Knapp fasste er seine ersten Erkenntnisse zusammen und schloss mit den Worten: »Der Kaffee geht auf mich, Chef.«

Der Kommissar nickte einem Kellner zu, der devot davoneilte. Natürlich war die Nachricht vom Fund des Toten inzwischen auch beim Hotelpersonal angekommen, sodass einige neugierige Blicke auf sie gerichtet waren.

»Und er war Jude. Welches KZ?«

»Zuletzt war er in Sachsenhausen. Ich weiß nicht, wo das liegt.« Ricolet hob die Schultern. Er hatte über die Lager nur die grundlegendsten Informationen erhalten, hauptsächlich über die, die »Todeslager« genannt wurden.

»In der Gegend von Berlin. Ein wichtiges Lager. Hm, seltsam. Ein einfacher jüdischer Bankangestellter landet in Sachsenhausen ...«

Jouvier nippte nachdenklich an dem dampfenden Kaffee, der vor ihm abgestellt worden war. Ricolet fröstelte. Obwohl die Sonne durch die hohen Glasfenster fiel, war es frisch an diesem Vormittag. Oder lag es an diesem deutschen Namen, den er gerade gehört hatte – an diesem Ort, den Laval lebend verlassen hatte, um im sonnigen Paris zu sterben?

Jouvier umklammerte die Tasse, als wolle er seine Hände wärmen. »Finden Sie heraus, ob jemand mit ihm aus Sachsenhausen hierhergekommen ist. Kameraden, Leidensgenossen, die noch hier wohnen. Wann ist er eingetroffen? Welche Kontakte hatte er in dieser Zeit? Sie wissen schon ...«

»Ja, Chef.«

»Ich denke, einen Raubmord können wir ausschließen bei diesem armen Schlucker, aber behalten Sie dieses Motiv trotzdem im Auge. Das Leben im Lager kann einen Menschen verändert haben, und schon der geringste Besitz kann Neid auslösen. Ich kümmere mich um Verwandte. Vielleicht gibt es noch jemanden aus der Familie Laval, der ihn gut kannte.«

»Bon.«

»Die folgenden Aufgaben teilen Sie sich mit den Inspektoren Dulac und Moronde: Was hat Laval vor dem Krieg gemacht? Gab es Frauengeschichten? Besuchen Sie die Bank, seinen Chef und die Mitarbeiter. War er solide und ehrlich? Ging er in die Synagoge, oder war er nicht religiös? Moronde soll seine finanziellen Verhältnisse von damals prüfen, falls das noch möglich ist. Und, Ricolet, finden Sie auch heraus ...« Jouvier verstummte und starrte auf den Teppich mit den orientalischen Mustern.

»Ja, Chef?«

»... warum er Sachsenhausen überlebt hat. Was hat er dort gemacht? Warum wurde er nicht in eines der Todeslager gebracht? Wer ist überhaupt an seiner Deportation schuld gewesen? Prüfen Sie das. Sie haben die Akte.«

»Mache ich, Chef.« Ricolet räusperte sich. »Also, Laval hatte eine Verlobte. Ich kenne diese Frau, und rein zufällig war sie heute Morgen im Hotel, um ihn zu besuchen.«

Jouviers Kopf fuhr zu ihm herum, seine Augen verengten sich zu Schlitzern. Ricolet hob die Hände. »Nein, Chef, nicht, was Sie denken. Sie kam nach der Tat, dafür gibt es bestimmt Zeugen. Ich werde sie natürlich überprüfen. Zu mir hat sie Vertrauen. Vielleicht weiß sie, mit wem der Tote in letzter Zeit Kontakt hatte. Ob er aus früheren Zeiten Feinde hatte, die sich gar nicht über seine Rückkehr gefreut haben. Und wie er in die Hände der Nazis geraten ist.«

»Genehmigt, aber passen Sie auf. Frauen sind zu vielem fähig.« Jouvier nickte und erhob sich. »Wir sehen uns heute am späten Nachmittag zur ersten Besprechung.«

Ricolet stand ebenfalls auf. »Bis dann, Chef.« Er griff nach der Akte und atmete auf, als sein Vorgesetzter das Foyer verließ. Er spürte es genau: Dieser Fall war speziell, sehr speziell. Er verlangte Fingerspitzen- und Taktgefühl, ebenso Neugier und Beharrlichkeit. Jetzt konnte er mit den Ermittlungen beginnen, in einem Hotel, das für seine Verschwiegenheit bekannt war. Er

beschloss, mit dem Tagesablauf des Toten zu beginnen. Zuvor rief er am Quai an und wies seinen Kollegen die Aufgaben zu, die Kommissar Jouvier ihnen zugedacht hatte.

Dann wechselte er in den Speisesaal. Lalique-Lüster, Fischgrätenparkett, Gemälde – das alles stand in bizarrem Gegensatz zu den heruntergekommenen Gästen im Saal. Löffel klirrten an Porzellan, Kellner eilten mit Tablett umher, und die Augen vieler Heimkehrer leuchteten beim Anblick von gekochten Eiern, Obstsalat, weißem Toast, Croissants und frischem Comté aus dem Jura. Die Menschen aßen in kleinen Bissen, kauten bedächtig. Sie schienen das Frühstück zu genießen, doch sicher waren ihre Zähne nach der Haft nicht im besten Zustand.

Ricolet wandte sich an einen der Kellner und hielt ihn sanft am Arm fest. »Auf ein Wort, Monsieur.«

Der schlanke Mann führte Ricolet in eine Nische neben der Tür. »Was kann ich für Sie tun?«, fragte er. »Sie sind doch von der Polizei?«

Ricolet nickte. »Ja. Kannten Sie das Opfer? Der Mann hieß Camille Laval und wohnte in Zimmer 316. Wissen Sie, ob er heute Morgen hier gefrühstückt hat? Und wissen Sie, wer ihn kannte und ihn vielleicht zuletzt gesehen hat?« Er schlug die Akte auf und wies auf das Foto des Toten.

Der Mann nickte und entfernte eine Fluse von seiner weißen Jacke. »Ja, er hat heute hier gefrühstückt. Kaffee und ein Croissant. Dann ist er wieder hinaufgegangen.«

»Wann ungefähr?«

»Gegen neun Uhr war er fertig, glaube ich.«

»Hat er mit anderen Gästen gesprochen?«

»Mit dem Baron Dufour, einem unserer Stammgäste, die noch hier wohnen. Er ist aber jetzt ausgegangen.«

»*Merci*.« Ricolet entließ den Mann mit einem freundlichen Nicken.

Maximal eine Stunde lag zwischen dem Frühstück und dem Auffinden der Leiche. Ein kurze Zeitspanne – was den Ermitt-

lungen zugutekam. Ricolet befragte den Concierge, den Liftboy und einen Etagenkellner, sodass er schließlich zweifelsfrei feststellen konnte, dass Laval wirklich auf sein Zimmer gegangen war. Auf dem Flur in der dritten Etage klopfte er an jede Tür. Jedes Mal, wenn er die schlurfenden Schritte eines Gastes hörte, beschlich ihn ein beklemmendes Gefühl. Es war nicht schön, immer wieder mitanzusehen, wie die Befragten nur mit den knöchigen Schultern zuckten, wenn sie von dem Toten erfuhren. Sie wirkten nicht schockiert, sondern gleichgültig, als hätten sie irgendwann aufgehört, um tote Kameraden zu trauern.

Seine Hoffnung auf schnelle Aufklärung sank nach jedem Gespräch. Immer wieder ließ man ihn im leeren Flur stehen. Ein Nachbar war zur Tatzeit nicht da gewesen. Niemand hatte etwas Außergewöhnliches bemerkt, alle hatten nur die üblichen Geräusche gehört, keinen Streit, keine lauten Worte. Eine grimmig dreinblickende Frau herrschte ihn sogar an: »Ein Toter, na und? Was glauben Sie, wie viele Tote ich noch vor acht Wochen jeden Tag gesehen habe! Und hier wird so ein Wirbel um einen einzigen gemacht, das ist doch verrückt. Wo war die Polizei denn vor drei Jahren, als wir von den Nazis abgeholt wurden? Wo waren Sie da, Monsieur? Wenn man uns damals geholfen hätte, würde auch dieser Mann da vielleicht noch leben.« Sie schlug ihm die Tür vor der Nase zu, bevor er Luft holen konnte. Diese Frau gehörte offenbar zu den Menschen, die versuchten, ihre Erlebnisse durch Wut zu verarbeiten. Ihre Worte machten ihn betroffen. Er klopfte an die nächste Tür.

Leider konnte auch niemand etwas dazu sagen, mit wem Laval im Hotel zusammen gewesen war. Niemand wusste, ob er sich hier mit anderen ehemaligen Häftlingen aus Sachsenhausen traf oder mit wem er abends an der Bar gesessen hatte. Schließlich ging Ricolet wieder in das Zwischengeschoss und bat Madame Noger, in ihren Listen nachzusehen, wer von den anwesenden Gästen ebenfalls in Sachsenhausen interniert gewesen war.

»Verstehen Sie, ich muss seine dortigen Kameraden finden. Vielleicht hat sein Tod etwas mit Sachsenhausen zu tun.«

»Ich verstehe das, Monsieur Ricolet, aber ich kann nicht sagen, wann wir Ihnen Bescheid geben können. Wir haben sehr viel zu tun.«

»Das ist eine Mordermittlung, Madame.« Er runzelte die Stirn, doch sie sah ihn von ihrem Schreibtisch aus nur mitleidig an. »Ein Mord, ja, nach hunderttausend anderen Morden. Aber ich versuche mein Bestes.«

»*Bon.*« Nein, nichts war gut. Irritiert wandte Ricolet sich ab. Er fühlte sich wie ein Bittsteller. Als wäre das Ermitteln in diesem Mordfall völlig unangebracht angesichts der Massenmorde der Vergangenheit. Dieser eine Mord nach so vielen, die in Deutschland geschehen waren ... Er schüttelte den Kopf und straffte die Schultern. Bevor er den Raum verließ, sagte er: »Es ist meine Aufgabe, diesen Mörder zu fassen, auch wenn es nur einer von vielen ist, Madame Noger.«

Sie senkte den Blick und presste die Lippen zusammen. Hier kam er im Moment nicht weiter, erkannte Ricolet und nahm sich vor, so bald wie möglich ein Gespräch mit Monsieur Dufour zu führen – dem Mann, der als Letzter mit Laval gesprochen hatte. In der Lobby suchte er sich eine abgelegene Nische und setzte sich in einen Sessel. Bis zur Rückkehr des Barons wollte er sich in die Akte vertiefen. Er las darin, dass Laval eines Morgens in aller Herrgottsfrühe von der Gestapo abgeholt worden war. Doch wer seine Verhaftung angeordnet hatte, erfuhr Laval nicht. Drei Wochen zuvor hatte er sich mit Eloise verlobt. Es gab einen Halbbruder, mit dem er aber nur sporadisch Kontakt gehabt hatte.

»Inspektor Ricolet?«

Er sah von der Akte auf. Ein uniformierter Polizist stand vor ihm und hielt ihm einen Gegenstand vor die Nase. »Sehen Sie mal. Das haben wir unter der Matratze gefunden.«

Der Mann wickelte einen Metallklotz in der Größe eines Taschenbuches aus einem Stück Stoff.

»War das so eingewickelt?«

»Ja. Ich habe es so mitgenommen, wie ich es gefunden habe.«

Ricolet beugte sich über den Gegenstand. Ein Holzklötz mit einer dünnen Metallplatte, wahrscheinlich aufgeklebt. Eine Platte mit feinen Linien, geschwungenen Gravuren, Zeilen in englischer Schrift, in der Mitte das Wort *Five*, alles spiegelverkehrt.

»Das ist eine Druckplatte.«

Er hatte eine solche Platte, mit der Falschgeld gedruckt wurde, während seiner Ausbildung schon einmal gesehen. Vorsichtig nahm er sie in die Hand. »Eine englische Fünf-Pfund-Note. Wie kommt die Druckplatte eines ›White Fiver‹ in das Bett des Toten?«